

LITERATUR ALS DIALOGISCHE UND DIALEKTISCHE ERFAHRUNG

»Lesen ist nicht genug. Wenn wir der schwierigeren Weisheit nahekomen wollen, müssen wir reden und natürlich auch zuhören«
(Davidson 1993, S. 14).

Die sokratische Einstellung zum Verhältnis von Schrift und Sprache, die Davidson in dem oben stehenden Zitat paraphrasiert, ist für diese Arbeit in zweierlei Hinsicht richtungsweisend. Zum einen hat sich auch hier das Gespräch über die bewegende Leseerfahrung – noch mehr als der »stille« Akt der Rezeption – als bedeutende Ressource zur Verhandlung der biographischen Erzählung erwiesen. Zum anderen motivieren nur wenige Positionen wie die sokratische den Blick auf die Praxis. Im Folgenden seien daher abschließend für diese Arbeit neue Gestaltungsräume einer beratenden und therapeutischen Praxis mit Literatur skizziert, wie sie sich mit den hier eruierten Forschungsergebnissen andeuten. Dafür muss zunächst der Rahmen, in dem diese Arbeit Verortung finden könnte, kritisch beleuchtet werden.

Literatur als Therapie?

Die bei Muschg (1981) weitläufig reflektierte Frage hat hier eher konzeptionellen Charakter: Zwischen welchen Diskursen lässt sich ein Literaturdialog, der sich primär dem individuellen Passungsverhältnis von Text und Biographie widmet, verorten? Der Diskursraum »Bibliotherapie« bietet zunächst einen scheinbar naheliegenden Gegenstandsbereich

an.¹ Orth & Petzold (1985) stellen zwar heraus, dass »Bibliotherapie« kein eigenständiges therapeutisches Verfahren ist, bekräftigen jedoch ihren Wert den sie als *Methode*, vorzugsweise im Rahmen tiefenpsychologischer oder humanistischer Verfahren, hat (ergänzend sei hier auf die Dissertation von Fisher (1965) verwiesen, die die Wirkung der Bibliotherapie aus Sicht der Lerntheorie interpretiert). Damit steht »biblioreflexive« Arbeit zunächst einmal in einem psychotherapeutischen Kontext. Andererseits ist Bibliotherapie, wie Rubin (1985, S. 106) herausstellt, »weder auf den medizinischen noch auf den psychischen Kontext beschränkt«. Sie will auch »nicht heilen, sondern im wahrsten Sinne des Wortes »aufklären«« (ebd.). Nach Rubins Kritik ist der Begriff »Bibliotherapie« also zu eng gefasst. Andere Autoren wiederum kritisieren, dass der Begriff in der Praxis viel zu weit gefasst wird. Nicht alles, was auf dem »Psychomarkt« als »Bibliotherapie« angeboten wird, hat therapeutische Qualitäten.² Es gibt also gute Gründe die Arbeit mit Literatur nicht vorschnell als »Bibliotherapie« zu etikettieren. Die folgenden Ausführungen haben sich daher zum Ziel gesetzt, allein den grundlegenden Charakter einer dialogischen und dialektischen Arbeit mit Literatur, wie sie sich aus den vorliegenden Forschungserfahrungen ableiten lässt, zu beschreiben. Damit sei nicht verleugnet, dass diese Arbeit auch »therapeutischen« Wert haben kann. Jedoch sei der interessierte Therapeut ermutigt selbst zu erkunden, welche Wechselwirkungen die folgenden Aspekte bei einer Integration in seine Arbeit erzeugen. Er kennt Methode und Setting seines Verfahrens besser, als es hier allgemein und deswegen immer nur unzureichend beschrieben werden könnte.

Die folgenden Darstellungen begnügen sich zugunsten der Lesbarkeit mit der Nennung des »Therapeuten«. Der Leser sei hiermit angehalten den (psychologischen) Berater, sowie den Seelsorger, den Pädagogen, andere »Helfer« und bedingt auch den Philosophen im Konstrukt »Therapeut« mitzulesen.

-
- 1 Zur historischen Entwicklung sei auf die Arbeiten von Rubin (1985) und Petzold & Orth (1985a) verwiesen.
 - 2 Die institutionell formulierten Anforderungen an qualifizierte Bibliotherapeuten sind am Ausbildungscurriculum der »Deutschen Gesellschaft für Poesie- und Bibliotherapie« (Dortmund) abzulesen. In Kurzfassung einsehbar via: www.dgkt.de.

Subjektzentrierte Gesprächsführung

Als grundlegende Bedingung ist zunächst anzuführen, dass der Literaturdialog, wie er hier verstanden wird, als Dialog über die *literarische Erfahrung* gestaltet werden muss. Gespräche, die wie die Diskurse der Literaturkritik auf intellektualisierender Ebene nur das Werk verhandeln, liefern nur bedingt Einsichten in die Erfahrungswelt des Lesers und damit auch nur eine unzureichende Einsicht in die Geschichte, die der Leser zunächst dem Text und später seinem Gegenüber erzählt. Wenn der Literaturdialog nicht Gefahr laufen will zur Reproduktion einer »Ich-Es-Erfahrung« (Buber 2005, zuerst 1923) zu werden, muss er das »Du« mit seinen historischen und perspektivischen Interpretationen in den Mittelpunkt stellen. Wie im sokratischen Dialog geht es nicht um die Meinung der (philosophierenden) Subjekte, sondern um die Subjekte selbst (vgl. Schildknecht 1990, S. 36ff. zit. in Horster 1994, S. 9). In diesem Zusammenhang stellt sich für den Therapeuten die weiterführende Frage, wie ihn eine Beziehungsanalyse des Dialogs zur erzählten Identität führen kann.

Allgemeine Zielsetzungen des Literaturdialogs

Widersprüche, Zweifel und innere Dialoge stellen die Grundlage menschlicher Entwicklung dar und sind nicht notwendig neurotisch oder pathologisch. Um es mit Riegel zu sagen: »Die Realität liegt im dialogischen oder vielmehr im dialektischen Prozess beschlossen« (Ders. 1980, S. 119). Allerdings kann es, wie Riegel weiter bemerkt, in der Entwicklung zu Situationen kommen, in denen »Interaktionen festgefahren und die widerstreitenden Kräfte dermaßen stark sind, dass die Individuen oder die Gruppe damit nicht fertig werden« (a.a.O., S. 155). Anstatt zu einer konstruktiven Entwicklung kommt es dann zu einer »Zerstörung der dialektischen Interaktion« (ebd.).³ Derartige Bedingungen sind nach Riegel (ebd.) als »Krisen oder Katastrophen im engeren Sinne« zu verstehen.

Wenn nun die Zerstörung, Unterdrückung oder Unterbrechung der dialektischen Interaktion eine »Krise« darstellt, so muss der grundlegende Anspruch einer therapeutischen Arbeit mit Literatur darin zu suchen sein, die Bedingungen für einen Dialog wiederherzustellen. Sie muss also in erster Linie zur *Wiederaufnahme des Dialogs* ermutigen. Im Kontext der Lebensberatung, wo man eher Personen antrifft, deren innerer

3 Beispiele für »unvollkommene Dialoge« finden sich a.a.O., S. 119 ff.

Dialog nicht zugunsten einer Symptombildung unterbrochen wurde, kann sich die Reflexion hingegen von Beginn an auf »kontrastierende Operationen« (Riegel 1974) konzentrieren. Aber sowohl im therapeutischen als auch im beratenden Kontext wird die »biblio-reflexive Interaktion« ein »Durchgehen nach allen Richtungen« (Platon, *Parmenides* 136e) sein müssen. Ein Durchgehen, das in erster Linie der »Entwicklung« alternativer Lesarten für die Progression der personalen Narration dient. Nur in diesem Bewusstsein wird man im Sinne der *Mäeutik* (altgr.: Hebammenkunst) über biographisch bedeutsame Interpretationen zur »Geburt« neuer narrativer Perspektiven gelangen.⁴

Plädoyer für einen Dialektik-sensiblen Literaturdialog

Der hier eruierte Aspekt der »literarischen Ambivalenz« macht es weiterhin notwendig, die Arbeit mit Literatur nicht nur als dialogischen, sondern vor allem als *dialektischen* Prozess zu begreifen. Die oben dargestellte Rekonstruktion hat deutlich gemacht, dass eine »bewegende« Erfahrung mit Literatur eine sein kann, die durch markante Widersprüche geprägt ist. Widersprüche, die wie im Fall von Martha M. über Jahre hinweg bestehen können und sich nicht durch bloße literarische Rezeption »aufheben« lassen. Allerdings darf das Ziel einer dialektischen Interaktion nicht allein im Streben nach Widerspruchsfreiheit gesucht werden.⁵ Innerhalb des psychologischen Diskurses muss Dialektik mehr sein als die Kunst Widersprüche ihrer Synthesis entgegenzuführen. Sie muss hier vor allem eine Kunst sein, die sich dem Entwicklungspotenzial zuwendet, das der gegenläufigen Bewegung von Thesis und Antithesis inhärent ist.

Ein besonderes Augenmerk sollte im identitätszentrierten Literaturdialog im Anschluss an die o.g. empirischen Erfahrungen auf »schicksalsträchtigen« Interpretationen liegen, d.h. auf Lösungen, die den Leser von der »redaktionellen Verantwortung« seiner eigenen Geschichte entlasten. Bei den hier geführten Interviews ist auffällig, dass vor allem die drei durch Ambivalenz geprägten Leseerfahrungen von stark schicksalsgefärbten Interpretationslinien geprägt sind. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, ob Delegationen an das Schicksal nicht auch aus

4 Der Hebammenberuf seiner Mutter hatte Sokrates dazu bewegt, die Kunst seiner philosophischen Gesprächsführung als »gebärenden« Prozess zu verstehen.

5 Ein Gedanke, den Davidson (1993, S. 10) allgemein für den dialektischen Prozess herausstellt.

dem Mangel an Gelegenheiten zur dialektischen Reflexion resultieren. Delegationen an das Schicksal sind Lösungen, die spezifische, meist schwierige Entscheidungen über das eigene Erzählprojekt an eine höhere Instanz (Gott, Weltseele, Karma etc.) abgeben. Eine an der Dialektik orientierte Gesprächsführung kann den erzählenden Leser dazu ermutigen den Widerspruch selbst auf eine höhere Ebene zu heben (Eine Veränderungsmotivation aufseiten des Klienten ist, wie Stavemann (2002, S. 238) bemerkt, dafür freilich als konstitutiv zu betrachten). Im Idealfall tritt an die Stelle des passiven Delegierens eine aktive Strategie, die die eigene Geschichte als weitaus formbarer erscheinen lässt, als sie bisher wahrgenommen wurde. Im Gegenzug sollte der Erzähler ein »realistisches« Bewusstsein dafür bekommen, dass vielmehr soziale Normen und Erwartungen seine Geschichte mitgestalten. In diesem Sinne verfolgt der dialektisch orientierte Literaturdialog auch eine aufklärerische Intention.⁶

Arbeiten, wie die von Riegel (1980), Fischer (1998) und Vollmers (1999) tragen dazu bei, den psychologischen und den psychotherapeutischen Diskurs für dialektische Operationen wieder neu zu sensibilisieren. Mit Horster (1994) liegt zudem eine Publikation vor, die das »sokratische Gespräch« als philosophische Praxis nahbar macht. Allerdings geht sein Ansatz nicht über die philosophische Perspektive hinaus. Die Konzeption endet an den Schnittstellen der Erwachsenenbildung. Wie Horster (a.a.O., S. 36) herausstellt ist die Therapie psychischer Probleme auch nicht das Ziel des philosophischen Gesprächs. Im Gegenteil: Ganz bewusst soll nicht über Themen und Entscheidungen gesprochen werden, die »gerade anstehen« (a.a.O., S. 36), damit die philosophische Arbeit »handlungsentlastet« (a.a.O., S. 37) angegangen werden kann. Erst mit Stavemann (2002) liegt eine Publikation vor, die die sokratische Gesprächsführung systematisch für den therapeutischen Einsatz und in Abgrenzung zur philosophischen Methode (a.a.O., S. 56) reflektiert.

6 Der »sokratische Dialog« hatte schon bei Sokrates und Platon die Funktion die Menschen der Antike zu selbstständigem Denken anzuregen und sie dadurch vom mythischen Götterglauben zu befreien. Ein anthropophiler Akt, den Horkheimer & Adorno (2004) nach seiner Vollendung durchaus kritisch bilanzieren. Denn »Aufklärung« ist – auch wenn sie die ersehnte Befreiung gebracht hat – letztlich doch nichts anderes als der Ausdruck einer »radikal gewordene[n], mythische[n] Angst« (a.a.O., S. 22).

Setting

Im Kontrast zu den meisten bibliotherapeutischen Settings sei der Literaturdialog hier nicht als Gruppenarbeit, sondern als *diadische Beziehung* fokussiert. Die Favorisierung dieser Anordnung wird zum einen mit der Übertragbarkeit der Studienergebnisse begründet (die Forschungsinterviews waren ja ebenfalls – mit Ausnahme des Interviews von Frau Rossali, dem ihr Mann beiwohnte – als Diade realisiert worden). Zum anderen stellt die diadischen Anordnung eine schrittweise und damit kontrollierbare Öffnung des intimen Raums, wie er der »stillen« Rezeption noch inhärent ist, dar. Juliane F. hätte ein größeres Setting zur Verhandlung ihrer außerehelichen Beziehung sicher abgelehnt. Für sie war schon die diadische Konzeption ein großer »Vertrauensakt«. Und nicht zuletzt zeigen bereits die vorliegenden Forschungsinterviews eine biographische Tiefe, die in einem Gruppensetting vermutlich nur bedingt erreicht werden kann. Wenn eine praktische Arbeit mit Literatur die zentralen Verknüpfungen zwischen Biographie und Text freilegen will, muss sie sich, wie bei der oben dargestellten Rekonstruktion, auf die »individuelle Passung« zwischen Text und Biographie konzentrieren. Ein Anspruch, der in einer diadischen Anordnung leichter zu realisieren ist, als in einer Gruppe.

Ebenfalls abweichend von der weitläufigen Praxis bibliotherapeutischer Interventionen ist die Wahl des Mediums durch den Klienten. Der Leser bringt das Buch als bewegende Erfahrung bereits in den Dialog mit. Der Therapeut des hier skizzierten Literaturdialogs wird also ein Stück weit von dem Anspruch einer »bibliothekarischen Profession«, wie sie an anderer Stelle für Bibliothérapeuten formuliert wird (vgl. Rubin 1985, S. 122), entlastet.

Die vom Klienten bereits im Vorfeld getroffene Wahl beugt weiterhin einer therapeutischen »Bedeutungsmacht« vor, die sich aus Sicht des Klienten wie folgt formulieren lässt: »Wenn der Therapeut mir dieses Buch empfiehlt, muss es wohl bedeutsame Aspekte für meine Situation/Person beinhalten.« In dem hier propagierten Konzept ist der Klient jedoch ein Leser, der nicht erst nach der Bedeutung suchen muss, sondern er ist ein Leser, der schon etwas gefunden hat und dieses Fundstück zusammen mit dem Therapeuten in seinem individuellen Wert verhandeln möchte. Der Leser ist der »Experte«, wenn es um die (Be-)Deutung des ihn bewegenden Buches geht. In der vorliegenden Studie hat es sich sogar als Vorteil erwiesen, dass Forscher und Interviewer die Bücher ihrer Gegenüber nicht kannten. So konnten sie sich auf die Suche nach den Passungen zwischen Text und Identität begeben ohne dabei ständig über ihre eigenen Identitäten (Interpretationen) zu stolpern. Die Buchkenntnis

des Therapeuten sollte aber nicht als Ausschlusskriterium formuliert werden. Vielmehr wird in jenen Fällen, in denen der Therapeut das Buch bereits kennt, eine stärkere Reflexion (ggf. eine Supervision) zur Differenzierung der Interpretationen notwendig sein. Grundsätzlich stellt die Interpretation des Therapeuten, die sich unweigerlich bei der Auseinandersetzung mit dem Text bildet, ein unverzichtbares Material dar, das genützt werden sollte, um die möglichen Variationen eines (Identitäts-) Themas sichtbar zu machen.

Die bereits getroffene Wahl des Buches durch den Klienten hat zudem Folgen für den praktischen Ablauf der Arbeit. Als Antwort auf das Gesuch des Klienten muss der Therapeut das bewegende Buch seines Klienten erst einmal lesen. Er steht also zunächst – wenn er sich zur Arbeit mit dem Klienten entscheidet – in der »Bringschuld«. Um diese einlösen zu können, muss er in einem ersten Schritt die Zeit verhandeln, die er für die Lektüre benötigt. Da es sich um ein Buch handelt, das der Leser als Gegenstand einer bewegenden Leseerfahrung definiert, ist in der Regel nicht zu erwarten, dass es seine Bedeutung verliert, ehe der Therapeut es gelesen hat (Juliane F. hat knapp zwei Monate mit sich gerungen, bis sie sich dazu entschlossen hat, ihre »Geschichte« im Interview zu erzählen). Allerdings ist zu bedenken, dass sich ein Intervall von mehr als zwei Wochen negativ auf die Motivation des Klienten auswirken kann. Daher sollten zur Überbrückung der Zeit weitere Gespräche, insbesondere zur Erhebung der gegenwärtigen Situation, d.h. zum aktuellen »Kapitel« der personalen Erzählung geführt werden. Die Alternative das Werk gemeinsam zu lesen scheint dagegen, vor allem wenn es sich um längere Texte handelt, wenig erfolgversprechend. Basis der Verhandlung soll ja der Dialog, also das individuelle Formen und Rekonstruieren des Inhalts mittels der eigenen Sprache sein. Dem gemeinsamen »Nachlesen« individuell bedeutsamer Szenen steht jedoch nichts entgegen. Allerdings sollte die Nachlese immer im Anschluss an die vom Therapeuten angeregte Rekonstruktion erfolgen. Besonders für den Fall, dass der Leser das Buch (auch) noch einmal lesen möchte, sollten daher im Vorfeld die zentralen Erinnerungen mit den dazugehörigen Assoziationen dokumentiert werden. Eine ausgereifte Dokumentations- bzw. Anamnesetechnik ist also für die sinnvolle Durchführung des identitätszentrierten Literaturdialogs unerlässlich.

Prozessphasen

Als Fortschreibung der Erfahrung mit qualitativen Forschungsinterviews über »bewegende« Literaturerfahrungen lassen sich zunächst zwei grundlegende Prozessphasen formulieren: Die *intime Phase der Lektüre* und die »öffentliche« *Phase der Verhandlung* im Dialog. Für Letztere lassen sich weitere Teilmarkierungen formulieren (s.u.), deren Validierung sich in der Praxis allerdings erst noch erweisen muss.

Die *intime Phase* ist durch den Prozess des »stillen« Lesens gekennzeichnet, bei dem der Leser überwiegend mit dem Autor und sich selbst kommuniziert. In dieser Phase kann sich der Leser ganz in (s)eine Rezipientenrolle zurückziehen, d.h. er kann eine Position einnehmen, die nicht von ihm erwartet zu sprechen oder zu kommunizieren. In dieser wahrgenommenen Passivität kann er aus sicherem Abstand den Dialogen der Protagonisten folgen. Er kann bestimmen welche Dialoge er sich »anhört«, bei welchen er sich beteiligt und welche er überliest. Da die fachliche Literatur zum Akt des Lesens bereits selbst ganze Bibliotheken füllt, sie hier eine Interviewsequenz angeführt, die einen Eindruck davon vermittelt, wie diese Phase aus der Perspektive *des Lesers* wahrgenommen werden kann:

»In der Zeit hab' ich grad 'ne Phase g'habt wo ich mich zurückgezogen hatte von allem. War vorher so im, im blühenden Leben wie ma sagt. Hab' ganz viel g'macht, mit vielen Leuten unterwegs g'wesen und high life. War'n viele vom Goethe-Institut, Italiener und Südamerikaner. Und alles war also wirklich so richtig lebendig. Und da hab' ich meine erste feste Beziehung g'habt dann auch. Und dann sind die aber langsam weg. Und ich hab' die Beziehung dann auch beendet und dann hab' ich mich so auf die Schule ganz besch... also konzentriert und bin dann praktisch den Weg nach innen gegangen. Und dann hab' ich g'merkt was so alles ned stimmt, was ich, ja, was einfach ned stimmig is'. Und da hat mich, mei i würd halt sagen ned, dass des Buch [Hermann Hesses *Glasperlenspiel*; Anm. d. Verf.] mich dazu gebracht hat, sondern hat mich mit unterstützt und mir die Bestätigung gegeben, dass des eigentlich der richtige Weg ist. – Ich kann auch gar nimma genau sagen was in dem Buch alles drin stand, es is einfach schon so lange her und bruchstückhaft vielleicht. Aber die Essenz davon war aber trotzdem wirklich extrem, mhh. So, dass ich dann auch zum Beispiel ja offener gewesen bin auch gegenüber Freundinnen, bei denen ich g'merkt hab' »Ouh es passt eigentlich ned«. Mhh. Und auch den Mut g'habt hab', so bekommen hab' dann so, so ehrlich zu sein, weil ich einfach mehr zu mir gekommen bin. Und g'sagt hab' [schlägt mit der Faust auf den Tisch]: »Ja des is' ehrlich!«. Und darauf kommt's an. Auf das ehrliche Umgehen miteinander. Mit mir selber und mit den ander'n.

I: War des Thema in dem Buch?

IP: Ja, des war diesen eigenen Weg zu gehen, das war eigentlich so schon auch Thema des Buches. Weg nach innen. Weg des Eigenen mit allen Wandlungen, die dazu g'hören.

I: Was hat sich dadurch denn für Dich verändert dann?

IP: Dass ich mich mehr zurückgezogen hab' vom Außen. Das war ganz extrem. Nhh einfach g'merkt hab ›Och ne im Außen da stimmt's ned, da stimmt's mit meinen Leuten nicht, da stimmt's ned mit dem was ich tu«. Mhh ›Das is es eigentlich nicht«. [...] Aber es war halt der totale Rückzug dann von allem Äußeren. Also es war ganz extrem. Aber für mich ganz wichtig, weil ich einfach auf Vieles gekommen bin. Auf viele andere mhh Richtungen gestoßen bin auch im geistigen Bereich was ganz wichtig war. Aber des hat schon die Folge g'habt, dass ich eben so 'n riesen cut [mit Geste unterlegt] g'habt hab' im Leben. Cut! So jetzt kommt was neues [streift mit der Hand über den Tisch. Der Ring kratzt an der Tischoberfläche]. Neue Klappe. Auf geht's! (lacht). Ja, aber die Folge war eben auch äh mit dem Rückzug mhh – allein zu sein. Des war die erste Zeit toll. Die erste, also zwei Jahre war des, war'n des für mich ganz wichtige Jahre. Und dann mei noch mit vielen andern Sachen auch beschäftigt. Auch mit meine Großeltern, nicht gepflegt, aber viel Kontakt mit ihnen g'habt, die sehr krank war'n. Hab viel mit ihnen gemacht, mit älteren Leuten viel Kontakt gehabt auch mit ganz alten. Aber irgendwann is' mir des dann auch zu viel g'worden. Nach zwei Jahren ungefähr da war der Punkt erreicht. (?) ›Na jetzt, jetzt ist genug. Jetzt muss ich wieder [atmet ein] ins, ins Leben« (Nadja E).

Nadjas Erinnerung an die »bewegende« Leseerfahrung ihrer späten Adoleszenz (18 J.) zeigt, wie die Wechselwirkung zwischen dem Prozess des Lesens und sozialem Rückzug im Extremfall aussehen kann. Ihre Phase umschreibt mit zwei Jahren sicherlich einen sehr langen Rückzugsraum. Doch wenn man der Logik ihrer Erzählung folgt, war diese Zeit notwendig, um die Voraussetzungen für einen »ehrlichen« (Nadja E.) Lebensstil hinreichend zu erkunden. Ein Lebensstil, der der Erzählerin als Leitfaden für das Drehbuch ihres beginnenden Erwachsenenlebens dienen sollte. Die Auseinandersetzung mit der Literatur hat sie in diesem Prozess, nach eigenen Worten, »mit unterstützt«.

Für die »öffentliche« *Verhandlung im Literaturdialog*, die der intimen Phase der Lektüre folgt, lassen sich ausgehend von den o.g. Forschungserfahrungen weitere Markierungen formulieren. Solche Markierungen wurden bereits andernorts beschrieben (vgl. Petzold & Orth 1985a, S. 83), sind aber nur bedingt auf das hier favorisierte Setting (s.o.) übertragbar, das zudem nicht notwendig als psychotherapeutisches skizziert wird. Als gemeinsame Zielsetzung kann aber die *Einsicht* herausgestellt werden, zu der der Leser im Idealfall gelangt. Im »identitätszentrierten Literaturdialog« ist diese Einsicht primär eine, die dem Leser

die Zusammenhänge von Text und Identität bewusst macht. Im Anschluss daran sollte das gegenwärtig bewegende Identitätsthema formulierbar und vor allem kommunizierbar (!) sein. Das Interview mit Martha M. verfügt über einen derartigen Prozessmoment:

»Aber ich finde die Fragen total interessant, weil ich hab' mir darüber lange keine Rechenschaft abgelegt, wie sehr mich das beeinflusst hat, beziehungsweise wie sehr es mein, mein Interesse sozusagen aufgegriffen hat und dann, dass das bis heute mein Leben im Grunde bestimmt oder – nicht, bestimmt ist überzogen aber beschäftigt, sehr beschäftigt« (Martha M.).

Bevor der Literaturdialog diese »Tiefe« erreichen kann, muss er allerdings einige hinführende Stufen durchlaufen. Wie im Drama muss der Höhepunkt (Peripetie) ausreichend vorbereitet werden (Protasis), um in eine befriedigende Lösung (Lysis) führen zu können. Im Literaturdialog führt diese Vorbereitung zunächst über das *Erinnern des Inhalts*. Der Klient sollte durch eine erzählgenerierende Einstiegsfrage dazu angeregt werden den Umriss seiner Literaturerfahrung zu erinnern. Dabei sollte er nicht das Gefühl bekommen eine repräsentative Inhaltsangabe oder Nacherzählung liefern zu müssen (und der Therapeut sollte ihm auch nicht mit Fragen, die einen derart schulischen oder intellektuellen Anspruch vermitteln, begegnen). Vielmehr sollte der Therapeut mit seiner Haltung und seinen offenen Fragen dazu beitragen die *bewegenden Szenen und Bilder* in seinem Gegenüber zu »wecken«. Der Interviewleitfaden im Anhang kann dafür vielleicht einige hilfreiche Anregungen geben.

Wenn der Klient »das Bewegende« seiner Literaturerfahrung erinnert hat, kann der Therapeut einen ersten Versuch unternehmen die *lebensweltliche Rahmenerzählung*, die sich um jede Literaturerfahrung spannt, zu *fokussieren*. Die Frage »Was war das für eine Zeit damals?« bzw. »Wie würden Sie ihre gegenwärtige Lebenssituation beschreiben?« hat sich im Forschungsinterview als fruchtbare Anregung für diese Perspektive erwiesen.

Erst wenn beiden Kommunikationspartnern die individuelle Textbeutung und der dazu gehörende biographische Rahmen zugänglich geworden sind (was einige Sitzungen in Anspruch nehmen kann), kann die *Rekonstruktion der individuellen Passung* erfolgen. Wie in den meisten psychotherapeutischen Settings gilt auch hier, dass die beste Rekonstruktion die ist, die der Klient selbst erarbeitet. Doch kann es gerade bei Interpretationslinien, die scheinbar nicht »passen«, weil sie auf widersprüchliche Positionierungen verweisen und daher vom Klienten nicht selbst formuliert werden (können), hilfreich sein, dass der Therapeut

seine Rekonstruktionsvorschläge, die sich auf die Verknüpfung Text/Biographie beziehen, offenlegt und als mögliche Interpretation anbietet. Wie im sokratischen Dialog (vgl. Horster 1994, S. 32) sollte jedoch das Heranziehen von Autoritäten auf beiden Seiten zugunsten einer eigenen Meinungsbildung zurückstehen. Allerdings muss im identitätszentrierten Dialog, im Kontrast zur sokratisch-philosophischen Arbeit, das Abarbeiten an autoritär empfundenen Fremdpositionierungen als zentrales Moment der Identitätsarbeit berücksichtigt werden. Denn gerade sie verweisen auf die Spannung zwischen versuchten bzw. gewünschten und nicht realisierten bzw. nicht realisierbaren Selbstpositionierungen.

Eine weitere Prozessphase, die sich schon in den Forschungsinterviews abzeichnet, ist die Phase, in der der literarische Text in den Hintergrund und die *Biographie in den Vordergrund* rückt. Diese Phase lässt sich nicht allein damit erklären, dass die inhaltlichen Aspekte des Buches irgendwann »erschöpft« sind. Vielmehr wird dem Klienten zunehmend bewusst, dass es im Literaturdialog *nicht um ihn als Leser, sondern um ihn als Erzähler* geht. In dieser Phase wendet sich der Literaturdialog auch anderen Identitätsthemen des Klienten zu. Dann geht es nicht mehr allein darum den Text mit dem bewegenden Identitätsthema zu verknüpfen, sondern weitere Identitätsthemen sichtbar zu machen, die in einen verständlichen Zusammenhang erzählt werden wollen. Denn Sinn – so weiß Schmid (2006) – das ist Zusammenhang. In dieser Phase entsteht im Idealfall vor dem literarischen Text, zunächst in Konturen, die Geschichte der Person.

Wenn sich der Leser bewusst als biographischer *Erzähler* in der Interaktion bewegt, setzt der Literaturdialog zur letzten Phase an. Die *bewusste Entwicklung narrativer Perspektiven* bzw. die *bewusste Erschließung neuer Erzählräume* sind Gegenstand dieser Prozessphase. Mit einem gezielten Rückblick auf den literarischen Text, mit dem die Reise zur eigenen Identität begonnen hat, kann der Therapeut den Klienten in seiner eigenen Autorenschaft motivieren. Fragen wie »Was fehlt dieser Geschichte?«, »Was würden Sie an dieser Geschichte ändern?« oder »Wenn Sie selbst ein Buch schreiben würden – welchen Titel hätte dieses Buch?« regen die Autorenschaft in ihrem produktiven Vermögen an. Im ungünstigsten Fall schreckt der Erzähler – wie Johannes T. – vor der Autorität des Schriftstellers zurück und vermeidet die bewusste Formulierung seiner eigenen Version: »Also bitte, lass' mich nicht anmaßend sein ja (lacht). Nein, nein, da kann ich nicht darauf eingehen. Ich mein', das ist sein Gedankenwerk und ich hab's genial gefunden« (Johannes T.). Im besten Fall beginnt der Erzähler neue Kapitel für seine persönliche Geschichte als Entwurf zu formulieren. Die Interaktion mit

dem Therapeuten kann im Anschluss daran noch dazu beitragen, den nicht selten utopischen oder romantischen ersten Entwurf in Richtung eines realisierbaren Projektes zu begleiten.